

Zeitschrift: Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA
Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heimwesen
Band: 63 (1992)
Heft: 2

Artikel: Zusammenfassung des Referats, gehalten an der Herbsttagung in Schaffhausen : das Leben im Heim in unserer Gesellschaft : Fremdbestimmung oder Selbstbestimmung
Autor: Zimmermann, Robert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-810819>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Leben im Heim in unserer Gesellschaft: Fremdbestimmung oder Selbstbestimmung

Dr. Robert Zimmermann, ref. Pfarrer und Soziologe

1. Altsein und Altwerden in der modernen Gesellschaft

Vor einigen Wochen bin ich spätabends im Fernsehen so ziemlich zufällig auf einen Kabarettisten gestossen, der einen alten Mann karikierte, der offensichtlich einsam, etwas verloren und selbstzweifelnd über seine Existenzberechtigung sinnierte. Bei einer Szene blieb ich hängen. Mit verhaltenem Ton sagte er zu sich: *Die Eskimos, die Eskimos sollen ja ihre gebrechlichen Alten auf den Eisschollen ausgesetzt haben.*

Doch dann schrie er laut heraus: *Aber die taten das nur, weil sie zu wenig zum Essen hatten – und dann wieder etwas leiser: und zwar zu wenig für alle.* Der Kabarettist denkt wohl, es könnte in unserer Gesellschaft an Solidarität aller füreinander mangeln. Und ich denke, wenn ich so die Debatten über die Schaffung von Bonus-Systemen und spezieller Kassen für junge Männer bei den Krankenversicherungen anschau, hat er ja wohl recht. Auch die Reaktionen auf die Vorschläge des Bundesrates zu einer gerechteren Finanzierung der Krankenkassen waren nicht gerade ermutigend – was die Bereitschaft jüngerer Menschen zur Finanzierung der Krankheits- und Pflegekosten für alte Menschen angeht.

Wir müssen uns fragen:

Welche Rolle billigt die jüngere Bevölkerung den Älteren noch zu und wie sehr sind umgekehrt die Älteren bereit, auch mit den Jüngeren ins Gespräch zu kommen?

Wir benötigen ein gegenseitiges Verständnis und ein Bewusstsein für das Lebensalter als Ganzes, weil nur so feindliche Beziehungen zwischen den Generationen vermieden werden können. Es sind Gedanken, die in letzter Zeit vermehrt in den Medien abgehandelt werden. Dabei geht die Furcht um, es könnte zu massiven Verteilungskämpfen zwischen Jungen und Alten kommen (1). Das deutsche Wochenblatt «Der Spiegel» von Ende Juli 1989 betitelte ein Schwerpunktthema «*Es wird erbarmungslose Kämpfe geben*» und befürchtet darin *Kriegszustände zwischen den Generationen als Folge der rapiden Zunahme der Alten in den Industriegesellschaften.* In der Tat nehmen die Kosten für die Versorgung und Betreuung alter Menschen so stark zu, dass es der erwerbstätigen Bevölkerung nur noch schwer gelingen wird, für diese Kosten aufzukommen. Wir merken das bereits jetzt mit dem immer schnelleren Anstieg der Krankenkassenprämien.

Alte Menschen geniessen heute das Recht, Rente und damit Einkommen zu bekommen, ohne dafür im Produktionsprozess eine Gegenleistung erbringen zu müssen. Der Generationenvertrag garantiert ihnen, ein angemessenes Leben führen zu können – sozusagen als Dank für früher erbrachte Leistungen. *Doch die öffentlichen Mittel sind knapper geworden, und die Bereitschaft*



Dr. Robert Zimmermann, ref. Pfarrer und Soziologe: «Sind die Pflegeheime unsere modernen Todesberge?» (Foto Erika Ritter)

der (erwerbstätigen) Bevölkerung, Lohnanteile für Belange der sozialen Wohlfahrt abzugeben, ist an eine Grenze gestossen. Deutlich geworden ist dies hierzulande beispielsweise in der Ablehnung der Krankenversicherungsreform im Rahmen einer Volksabstimmung. Vorgesehen war die Ausweitung des Mutterschaftsurlaubs, der nach dem gleichen Modus wie die AHV-Regelung über Lohnprozente hätte finanziert werden sollen. Jüngere Menschen sind deshalb bei uns in der Schweiz – wie übrigens auch in anderen Ländern – verärgert darüber, dass die Sozialausgaben für alte Menschen deutlich zunehmen und als gesichert gelten, während die Sozialausgaben für die jüngere Generation häufig eher noch gekürzt werden. In den Augen dieser Leute geniessen die alten Menschen den jüngeren gegenüber eine nicht immer gerechtfertigte Bevorzugung. Bevölkerungspolitisch wären ja Massnahmen zur Förderung der Geburtenfreundlichkeit junger Mütter im Sinne langfristiger Altersversorgung auch zu fördern (2).

Es ist dringend erforderlich, auch sozial-ethische Gedanken zum Verhältnis der verschiedenen Altersgruppen zueinander anzustellen.

Hartmut Diessenbacher tut dies in einem Artikel mit dem herausfordernden Titel: *Gibt es einen gesundheitspolitischen Gerontozid?* Er macht sich da Gedanken zur Ethik und Ökonomie des Generationenkonflikts im Gesundheitswesen. Er konstatiert: Die Altenbevölkerung nimmt rasant zu und die medizinische Technik schreitet unaufhörlich weiter. Er stellt fest: «*Nähmen alle Rentner Leistungen nach dem neuesten Stand der medizinisch-technischen Entwicklung in Anspruch, würde jedes Gesundheitssystem finanziell kollabieren*» (3). Er formuliert daraus für die Gesundheitspolitiker als *politische Zentralfrage*: «*Werden die industrialisierten Gesellschaften in den kommenden Jahrzehnten bereit sein, die enorm steigenden Gesundheitskosten der ständig wachsenden Altenbevölkerung zu übernehmen? Was werden sie sich eine bestimmte Ethik kosten lassen?*» (4)».

Diese Frage stellt sich für die Anwendung moderner kostspieliger Technologien wie auch für die Finanzierung langfristiger Pflegeeinrichtungen. Die Mediziner und die Sozialpolitiker sind in der Tat zunehmend mehr vor die Frage gestellt, welche Einstellung zum Leben und zum Alter ihr Handeln prägt – besonders, wenn sie von den wirtschaftlichen Bedingungen immer wieder an ihre Grenzen gemahnt werden. Soll also ein Arzt einem älteren Menschen eine teure Lebertransplantation empfehlen, wenn die finanziell überlastete Krankenversicherung für das gleiche Geld eine Behandlung mehrerer jüngerer Kranker sichern könnte? Eine Herztransplantation bei einem 75jährigen soll beispielsweise etwa das Fünffache an Behandlungskosten, im Vergleich zu 5- bis 15jährigen Herzempfängern ausmachen (5). Es stellt sich daher die grundsätzliche ethische Frage, wie ein Gemeinwesen seine begrenzten ökonomischen Ressourcen zwischen Menschen verschiedenen Alters verteilen will. Müssen wir in Zukunft vermehrt damit rechnen, dass älteren Menschen allein ihres Alters wegen bestimmte Behandlungen vorenthalten werden?

Die alten Menschen – vor allem die Hochbetagten – sind also da in einer Zahl, dass manche besorgt sind. Besorgt, weil diese unsere Mitmenschen häufig Hilfe brauchen, und zwar oft sehr personal- und zeitintensiv und dies über Jahre hinweg. Die Zukunft bringt keine absehbare Besserung. Wir wissen: Aller Voraussicht nach wird bis um die Mitte des nächsten Jahrhunderts der Anteil alter Menschen in unserer Bevölkerung noch deutlich zunehmen. Wer soll da helfen? Pflegepersonal gibt es nicht genug und wird es auch so schnell nicht mehr geben. «*Notstand ohne Ende beim Pflegepersonal*» war denn auch der bezeichnende Fettkentitel eines Zeitschriftenartikels (6). In einer Sendung des Schweizer Fernsehens Ende November 1989 wurde darauf hingewiesen, die notwendige Pflege sei nur zu erbringen, wenn grosszügig ausländisches Pflegepersonal angestellt werden könne. Ähnliche Stimmen gibt es auch in der BRD. Auch dort erhofft man sich, vermehrt vom Ausland Pflegekräfte abwerben zu können (7). Dahinter verbirgt sich wohl ein problematisches Verständnis internationaler Solidarität.

Manche kritisieren einen mangelnden Helferwillen der heutigen Menschen und beklagen fehlende Unterstützung durch die Familien. Dabei vergessen sie oft, wieviel tatsächlich an Betreuung und Hilfeleistung durch Familienangehörige erbracht wird.

Auch das Personal in Heimen und Pflegeeinrichtungen wird oft heftig kritisiert und desavouiert; die Institutionen beschimpft.

Die Arbeit mit hilfebedürftigen älteren Menschen gilt darum nicht besonders angenehm. Das Personal ist oft überfordert und würde diesen Zustand zu gerne beheben – aber auf welche Weise, ist rätselhaft. *Vorläufig gilt diese Arbeit als so stressintensiv, dass man es als selbstverständlich anschaut, dass eine solche Arbeit nur einige Jahre gemacht werden könne.* Leiter von entsprechenden Alterseinrichtungen müssen immer wieder mit Kritik rech-

nen und darum sich irgendwie damit abfinden, auf einem wackligen Stuhl zu sitzen.

Wohl zu Recht wird in letzter Zeit auch darüber nachgedacht, inwieweit in der Pflege und Betreuung alter Menschen auch immer wieder *Gewalt* angewendet wird. Die äusseren Gegebenheiten einer Einrichtung, ihre Architektur, ihre personellen Möglichkeiten, ihre finanzielle Situation, ihre Organisation und weitere strukturelle Faktoren können Zwänge darstellen, die beim Betreuungspersonal und bei den Patienten oder Bewohnern solcher Einrichtungen ein *Klima latenter Aggressivität* schaffen können. Gewaltanwendungen von seiten der Institution geben immer wieder zu reden. Ein besonders schlimmes Beispiel zeigte sich 1989 im Zusammenhang mit den Patientenmorden im Wiener Krankenhaus Lainz.

Aber auch Heimbewohner können gewalttätig werden, besonders jüngerem und noch wenig erfahrenem Betreuungspersonal gegenüber. Schimpfen, Schlagen, Beissen, Fusstritte und auch sexuelle Nötigung würden – gemäss einem Bericht in der Zeitschrift *Altenpflege* – in deutschen Pflegeheimen Pflegekräfte recht häufig erleben (8).

Ein mazedonisches Märchen berichtet davon, dass Kinder ihre alten Angehörigen zum Sterben auf einen Berg tragen und sie dort sich selber überlassen. Ähnliche Geschichten über Totenberge gibt es aus dem alten Japan (9); erwähnenswert sind hier die Geschichten aus der unfruchtbaren Bergwelt Mitteljapans, wo der Hunger alles bestimmte. Damit hatten sich die Menschen, wenn sie überleben wollten, mit äusserster Konsequenz einzurichten. Das hiess unter anderem, dass Leute, wenn sie 70 Jahre erreichten, sich von ihren eigenen Angehörigen auf dem Narayama-Berg aussetzen lassen mussten, um dort allein, ohne Hilfe, auf den Tod zu warten. Die provokative Frage, die in diesem Zusammenhang immer wieder gestellt wird, heisst: *Sind die Pflegeheime unsere modernen Totenberge? Führen also die neuzeitlichen Werthaltungen, die prekären finanziellen und personellen Verhältnisse der Gegenwart und der Zukunft dazu, dass wir gezwungen werden, unsere Angehörigen an die Langzeitpatienten-Einrichtungen abzugeben und sie dort ihrer Hilflosigkeit und Gebrechlichkeit zu überlassen als Wartende auf den erlösenden Tod?*

Ich glaube, wir sind uns alle klar, dass wir dies nicht wollen. Es braucht aber Anstrengungen und Phantasie, um dem entgegenzutreten. Es braucht aber vor allem auch eine Werthaltung, die bereit ist, auch im eingeschränkten Leben in der letzten Lebensphase eine wertvolle Zeit zu sehen. Es braucht die Bereitschaft, sich den oft schwierigen Gegebenheiten des Alters zu stellen. Eine Auseinandersetzung mit diesen Grenzsituationen und den schwierigen familiären Bedingungen erlaubt neue Sichtweisen und macht den Blick frei für Sinngehalte, die uns auf eine tiefere Menschlichkeit hinweisen.

Erlauben Sie mir, dazu den Wiener Soziologen *Leopold Rosenmayr* zu zitieren. Er schreibt: «*Alter fordert Anerkennung des Menschseins in seiner stärksten Ausgesetztheit und grössten Schwäche. Alter umrandet unabweisbar alles Leben. Endlichkeit ist ein starker Stein des Anstosses. Indem wir uns zu ihr befreien, beginnen wir mit der Verwandlung der Welt*» (10).

2. Einstellung zum Leben im Heim

Es gibt inzwischen viele wohlwollende Berichte über das Leben in Altersheimen und zum Teil auch in Pflegeheimen. Dennoch scheint die Einstellung dem Altersheim und den Pflegeheimen gegenüber weitgehend negativ geprägt. Man erkennt in den mei-

sten Fällen zwar respektvoll die Arbeit an. Dennoch besteht nach wie vor in der Bevölkerung eine deutliche Skepsis den Heimen gegenüber.

Symptomatisch für eine nach wie vor negative Einschätzung zitiere ich aus einem längeren Grundsatzartikel, der kürzlich in der «Neuen Zürcher Zeitung» zu finden war. Hier heisst es: «Das Altersheim – nicht die ‚Seniorenresidenz‘ oder die Alterssiedlung – scheint die Institution zu sein, die die meisten Ängste provoziert. Am Beispiel des Altersheims offenbart sich der Altersnotstand innerhalb der Wohlstandsgesellschaft. Hier zeigt sich, wie sehr die wohlgemeinten Wünsche für eine Integration der Alten in die Gesellschaft ins Leere gehen.

Die Tätigkeiten des alten Menschen in einem Altersheim sind schon durch ihre zwangsrhythmische Unterteilung eine Wiederholung der Produktionsabläufe im fremdgesetzlichen industriellen Arbeitsprozess (II).

Der Autor geht also davon aus, dass die alltäglichen Verhaltensweisen in einem Altersheim nach wie vor weitgehend fremdbestimmt seien. Danach hätte der Heimbewohner nur wenig eigenen Gestaltungsspielraum. Mir scheint diese Kritik am Altersheim insgesamt zu undifferenziert und dadurch zu pauschal. Dennoch widerspiegelt es vermutlich sehr richtig die Ängste von potentiellen Heimbewohnerinnen oder -bewohnern. Denn nach wie vor möchte kaum jemand ohne zwingende Hilfsbedürftigkeit in ein Heim eintreten. In Umfragen und bei Gesprächen bei Hochbetagten, die noch in ihrer eigenen Häuslichkeit wohnen, zeigt sich immer wieder, wie wenig diese eine Übersiedlung in ein Heim wirklich in Erwägung ziehen. Als Vorbehalte dem Heim gegenüber werden genannt, der Eintritt mache deutlich, dass man nun wirklich alt geworden sei, zu eng beieinander lebe, nicht mehr selber entscheiden könne, man einsam sei und wenig Freiheit geniesse.

Der wichtigste Grund, nicht in ein Heim zu ziehen, ist das *Bedürfnis, in der gewohnten Umgebung bleiben zu können*. Fragen wir uns daher, was es dem älteren Menschen ausmacht, so sehr an seiner Umgebung zu hängen und sich dagegen zu sträuben, dieses «sein Zuhause», also seine gewohnte Umgebung zu verlassen. Gewohnte Umgebung sind die Wohnung, die Landschaft, die Nachbarn, die Freunde, die Familie, die Einkaufs- und Aktivitätsmöglichkeiten, die Restaurants und Treffpunkte, aber auch die festen Zeitabläufe und Lebensgewohnheiten, das Meinungsklima und die Wünsche und Forderungen derer, die man kennt. Ein Umgebungswechsel bedeutet erst einmal Unsicherheit; man muss sich wieder zurechtfinden, man weiss nicht, was die andern wollen, und in vielen Alterssituationen verbleibt einem nur noch ein kleiner Raum Privatheit, vielleicht eine kleine Wand mit Photos von den Kindern und Enkeln, oft sogar ausserhalb des eigenen Blickfeldes hinter dem Kopfende des Bettes.

Für den Betagten bedeutet der Raum aber noch mehr. Mehr als die Hälfte wohnen schon über 20 Jahre in den gleichen vier Wänden (12). Sie sind im allgemeinen überaus zufrieden. Die Wohnstuben mit den Bildern an den Wänden, den Familienphotos, den alten Möbeln, den Pflanzen, den Fauteuils und den Ferienerinnerungen sind ein Teil des Menschen, der dort lebt. Aus vielem spricht eine ganze Lebensgeschichte. Vor allem bei Hochbetagten sind es zumeist Frauen, die alleine leben. Photos an den Wänden oder auf dem Buffet verraten, dass hier einmal ein Ehemann und Kinder tagtäglich ein- und ausgegangen sind.

Es ist bekannt, wie leicht man mit älteren Menschen ins Gespräch kommen kann, wenn das eine oder andere, das im Wohnraum steht, angesprochen wird. Die Wohnung mit ihren ganzen *Erinnerungswerten* ist übrigens um so wichtiger, je mehr nachlassende Kräfte oder gesundheitliche Beschwerden die Bewegungsfrei-

heit einschränken und den Aktionsradius auf die Wohnung beschränken. Viele Menschen sind darauf bedacht, ihre eigene Umgebung individuell zu gestalten, sei es durch einen Teppich oder durch besonders gepflegte Blumen.

Für viele alte Menschen ist jedoch aus verschiedenen Gründen ein Verbleib in ihrem Zuhause nicht mehr möglich. Ein Eintritt in ein Heim muss erwogen werden. Der Zeitpunkt, zu dem für einen älteren Menschen ein solcher Eintritt ernsthaft diskutiert wird, gilt oft als *Krisensituation*. Die betroffenen älteren Menschen neigen vielfach dazu – je näher der Zeitpunkt kommt –, eine mögliche Heimaufnahme zu verdrängen.

Schliesslich noch ein Wort zu den *Wartelisten*. Wartelisten spielen eine eigentümliche Rolle in der Heimdiskussion. Es gibt kaum ein Heim, das nicht auf die Existenz einer langen Warteliste verweist, aber auch nur wenige, die ihre Aufnahmen auch wirklich in der Reihenfolge der Anmeldungen vornehmen. Dennoch spielen diese Wartelisten eine gewichtige Rolle. Offenbar sind Politiker und Planer von Alters- und Pflegeheimen von der grossen Anzahl der angemeldeten Wartenden eher zu überzeugen als von schlichten Angaben über den Anteil von Hochbetagten und Aussagen über deren Pflegenotwendigkeit. Eine Aufnahme auf eine Warteliste löst bei den Betroffenen aber vielfach falsche Hoffnungen und manchmal auch Ängste aus. Es gibt viele höfliche Menschen, die ehrlich und vielleicht etwas zurückhaltend ihre Situation geschildert haben und in grosser Geduld auf das rettende Aufgebotsdatum warten. Andere sind schlauer und versuchen durch ständiges Anrufen das Aufnahmeprozedere – meist mit Erfolg – zu beschleunigen. Es gibt viele Gründe dafür, eine baldige Aufnahme niemandem in Aussicht zu stellen, wenn man recht genau weiss, dass die wenigen Plätze, die in absehbarer Zeit frei werden, von Personen besetzt werden sollten, die eine Aufnahme dringlichst benötigen. Es hat andererseits auch keinen Sinn, alle auf ein besetztes Heim zu verweisen, um dann bei freigewordenem Platz lediglich die Sozialarbeiterin im Spital, die Gemeindegeschwester oder den örtlichen Arzt anzurufen in der Erwartung, womöglich innerhalb von Stunden oder wenigen Tagen jemanden direkt aufbieten zu können.

Für das Altersheim und das Pflegeheim gilt, dass der Wechsel von zu Hause ins Heim oft als tiefer Einschnitt empfunden wird. Vor einem endgültigen Eintritt in ein Heim sind daher vorausgehend Kurzzeitaufenthalte in ansprechend gestalteten Gästezimmern, ferner das Einnehmen von Mahlzeiten oder zeitweiliger Tagesaufenthalte in einem Heim zu ermöglichen. Das hilft, den Schritt ins Heim zu vollziehen.

Schliesslich muss noch erwähnt werden, dass der Mangel an Heimplätzen oft gar nicht viel eigentliche Wahl lässt und vielfach zu Entscheiden führt, mit denen sich die Betroffenen nur ungern abfinden. Zudem werden die verschiedenen Heime, die allenfalls zur Wahl stehen, unterschiedlich wahrgenommen. Das «Wunschheim» steht nur selten zur Verfügung.

3. Träume und Utopien von Heimen

Vergessen wir allerdings nicht die vielen Versuche alter Menschen und solcher, die auf dem Weg dahin sind, sich diesen Platzierungszwängen weitgehend selber zu entziehen. Ich denke an diejenigen, die darauf bedacht sind, mit ihresgleichen eine *Wohngemeinschaft* zu bilden. In dieser wären sie dann selber die Bestimmenden. Inzwischen gibt es dabei schon verschiedentliche Erfahrungen. Sie sind aber allesamt noch sehr von den persönlichen Engagements der betroffenen Personen abhängig. Ihre Erfahrungen sind demnach nur begrenzt übertragbar. Besonders schwierig dürften diese Vorstellungen für Personenkreise an-

wendbar sein, die in ihrem bisherigen Leben auch nur selten eigenständig gehandelt hatten. *Alternative Wohnformen haben aber nur dann Aussichten auf Verwirklichung, wenn die Betroffenen sich schon früh auf einen solchen Schritt vorbereiten.* Es ist darum nützlich, schon in der Lebensmitte das Wohnen im Alter, auch und gerade im Falle einer Abhängigkeit, gedanklich vorwegzunehmen.

Ein reizvolles – wenn auch untypisches – Beispiel einer kreativen Vorwegnahme des Alterswohnens fand ich bei *Ursula Voss*, die über ihre *«Villa Kunterbunt»* phantasiert. Sie gibt auf anregende Art und Weise zu bedenken, wie sie – als jetzt bald Fünfundzwanzigjährige – dann im Alter am liebsten in einem geräumigen Haus mit nicht mehr als sechs bis sieben Singles leben möchte. Alle sollten aber jeweils möglichst ihre beiden Zimmer haben und am liebsten ein eigenes Badzimmer. *«Ich brauche eine Zelle, in der ich mit mir, meinen Erinnerungen und Stimmungen alleine sein kann, rücksichtslos sein darf und Kraft schöpfen kann für das Zusammensein mit den anderen. Allein-Sein können, ohne mich einsam fühlen zu müssen . . . das ist meine Vision vom Alter» (13).*

Mich hat diese Idee angesprochen, weil ich finde: Man kann sich nicht früh genug Gedanken machen, wie ein Leben im Alter, auch im Falle von Abhängigkeiten selbst gestaltet werden kann. Die phantastischen Gedanken von Ursula Voss mit ihrer *«Villa Kunterbunt»* widerspiegeln aber vielleicht gerade ein grundsätzliches Dilemma. Nämlich dies: *Eigeninitiativen und eigene Lebensvorstellungen für ein gemeinschaftliches Leben im Alter setzen fast immer voraus, dass die anderen ähnlich denken, dass genügend Wohnraum und ausreichende finanzielle Mittel vorhanden sind und vor allem, dass sich qualifizierte Personen finden lassen, die bereit sind, pflegerische und betreuende Leistungen zu Diensten solcher Ideen anzubieten.* Kurzum:

Auch alternative Wohn- und Betreuungsmodelle beinhalten immer wieder Machtbeziehungen.

Vergessen wir nicht, dass gerade in den öffentlichen Heimen sich auch Menschen aufhalten, die aus unteren sozialen Schichten stammen und oft ein Leben lang oder schon längere Zeit allein und zurückgezogen lebten. Diese sind es also kaum gewohnt, ihr Leben ausserhalb routinierter Tagesabläufe zu gestalten. Und dennoch ist es wichtig, nicht zu resignieren.

Es gibt ja inzwischen zahlreiche Ansätze, die beweisen können, dass alte Menschen – auch in schwierigen Situationen – bildungsfähiger und veränderbarer sind, als es die meisten Theorien wahrhaben wollen. Es gehört dazu, die verschiedenen Lebenssituationen von allen Seiten her bewusster wahrzunehmen. Dazu bedarf es aber Selbstgenügsamkeit und Selbstbescheidung und vor allem die Bereitschaft, sich vom Alten zu lösen. Es setzt aber auch die Einwilligung in die Sterblichkeit und die Begrenztheit der körperlichen und psychischen Fähigkeiten voraus. Eine solche Einstellung kann zu einer Reife und einer Freiheit führen, um damit auch wieder genug Phantasie und Kraft zu finden, sein eigenes Leben auch leben zu können.

Anmerkungen

- 1 Siehe dazu: Reiner Gronemeyer: Die Entfernung vom Wolfsrudel. Über den drohenden Krieg der Jungen gegen die Alten, Classen, Düsseldorf 1989.
- 2 Siehe dazu u.a.: Christoph Conrad, Gierige Gruftis. Bereichern sich die Alten auf Kosten der Jungen?, in: Die Zeit, 39, 23. Sept. 1988.
- 3 Hartmut Diessenbacher, Gibt es einen gesundheitspolitischen Gerontozid? in: Neue Praxis, 3, 1987, S. 257.

- 4 Ebenda, S. 257.
- 5 Ebenda, S. 260.
- 6 Volkhard Scheunpflug, Die Überalterung drückt und fordert Lösungen. Notstand ohne Ende beim Pflegepersonal. In: Leben und Glauben, 45, 10. November 1989.
- 7 Siehe dazu: Reform des Gesundheitswesens: Pflegende Angehörige wollen entlohnt werden. Werden genug Ersatzkräfte zur Verfügung stehen? Kuratorium Deutsche Altershilfe, Pressedienst 1, 1989, S. 7.
- 8 Siehe Erich Grond, Gewalt im Altenheim, in: Alterspflege 9, 1989, S. 551-513.
- 9 Shichiro Fukazawa, Schwierigkeiten beim Verständnis der Narayama-Lieder, Hamburg 1964.
- 10 Leopold Rosenmayr, Die Kräfte des Alters. Edition Atelier, Wien 1990.
- 11 Wilhelm Blechmann, Der Umgang mit den Alten zwischen Achtung und Abwertung, Zeitfragen, NZZ, 26./27. Oktober 1991, S. 25.
- 12 Siehe dazu zum Beispiel Robert Zimmermann, Integration in der offenen und geschlossenen Altershilfe, Haupt, Bern 1982.
- 13 Ursula Voss, Die *«Villa Kunterbunt»* oder: Jeder altert, wie er gelebt hat, S. 58 in: Richard Boeckler, Klaus Dirschauer, Hrsg., Emanzipiertes Alter, Bd. 1, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1990.

Ratgeber für Öffentlichkeitsarbeit

Tips für den Medienkontakt

Unter diesem Titel ist eine Broschüre erschienen, welche von der Medienkommission der Schweizerischen Gesundheitsligen-Konferenz GELIKO herausgegeben wurde. Wer mit Öffentlichkeitsarbeit zu tun hat, weiss, wie wichtig die Zusammenarbeit mit Presse, Radio und Fernsehen ist. Die erwähnte Broschüre ist ein Garant dafür, dass der Umgang mit den Medien kein Kopfzerbrechen mehr bereitet. Das Handbuch zeigt die Unterschiede zwischen Public Relations, Information und Werbung auf, informiert über die Organisation einer Pressekonferenz und erklärt den richtigen Aufbau einer Pressemitteilung. Aber auch die Verhaltensweisen im Umgang mit Radio und Fernsehen werden aufgezeigt. Im Anhang finden Interessierte wichtige Adressen und Literaturnachweise für die Medienarbeit.

Die Broschüre richtet sich an alle Personen, die sich beruflich oder privat mit Öffentlichkeitsarbeit befassen.

«**Tips für den Medienkontakt**» umfasst 20 Seiten und kann für Fr. 10.50 inkl. Porto auf deutsch und französisch bei folgender Adresse bestellt werden:

**Schweizerische Gesundheitsligen-Konferenz
GELIKO,
Postfach 217, 8027 Zürich.**

Bestelltalon

Ich/wir bestelle(n):

.....Ex. «Tips für den Medienkontakt»
.....Ex. «Contacts avec les médias»

Name, Vorname _____

Adresse _____

Datum, Unterschrift _____